

# Die Schweiz, eine späte DDR

Michael Schindhelm kokettiert mit dem Blick des Zerstörten Von Tanja Langer

**Michael Schindhelm**

Roberts Reise. Deutsche Verlagsanstalt, 315 Seiten, 39,80 DM.

Die Philosophin Hannah Arendt sagte einmal im Gespräch mit Günter Gaus, der Stil sei Ausdruck ihrer Person, und wenn jemand ihren Stil angreife, sei dies ein Angriff gegen ihre Person. Da könne man nichts machen.

Bei der Lektüre des als Roman angekündigten Buchs „Roberts Reise“ des Basler Theaterintendanten Michael Schindhelm gerät man durchaus in die Verlegenheit, Stil und Person in einem engen Zusammenhang zu sehen. Zunächst einmal, weil sich „Roberts Reise“ wie die Ausgestaltung der Lebensstationen liest, die der Klappentext als die des Autors knapp skizziert. Schindhelm wurde 1960 in der DDR geboren, er studierte Quantenmechanik im sowjetischen Woronesch, arbeitete an der Akademie der Wissenschaften in Ost-Berlin, wurde Theaterintendant in Gera, Altenburg und schließlich in Basel. Ein überaus spannender und viele Fragen aufwerfender Lebenslauf, der nun in „Roberts Reise“ genauer beleuchtet werden soll.

Robert, der Ich-Erzähler, ebenfalls Theaterleiter, grübelt im schönen Tessin oder am schönen Lago Maggiore über die Defizite seiner Existenz. Ein Tage- und Erinnerungsbuch entsteht, in dem die schwierige Liebesbeziehung

heute mit dem lebenslänglichen Gefühl des Fremdseins in Verbindung gebracht wird.

„Der Traum vom Abhandenkommen trat früh ans Kinderbett und flocht die Abendgedanken in das Gespinnst über der Bettdecke.“ Vom Kind, das Robert einmal war, spricht er gern in der dritten Person. Von Weitem konstatiert er, dass er schon immer nicht dazugehören wollte. Lieber ging er in die Kirche als zur Jugendweihe, ertrug den daraus folgenden Ärger, wurde auf die naturwissenschaftliche Eliteschule Fichtenburg geschickt, hatte ein Verhältnis mit seiner Russischlehrerin Sweta, las Nietzsche statt Marx. Ein echter Held in der sozialistischen Anpassungsmaschinerie, dem sogar die Nationale Volksarmee erspart bleibt, weil der direkte Weg vom Begabtenabitur nach Woronesch führt. Was er lernt, wie er lernt, davon hören wir wenig. Die meisten, mit denen er zu tun hat, hält er für infantil, für sich selbst wählt er früh das „Pathos der Distanz“. Natürlich kann er uns, da er schon immer so war, nicht zeigen, wie er dazu kam. Das ist schade, denn das hätte aus dieser Reise doch so etwas wie einen Bildungsroman machen können. Der Blick des Zerstörten aber wird zur gefälligen Koketterie, und der Versuch, schonungslos über sich selbst nachzu-

**Lieber ging er in die Kirche als zur Jugendweihe, hatte ein Verhältnis mit der Russischlehrerin Sweta, las Nietzsche statt Marx**

denken, versendet in einer halbherzigen Betrachtung, die vorschnelle Deutungen an die Stelle aufmerksamen Erzählens setzt. Als wolle er sich die Einlassung und dem Leser das Denken abnehmen. Die westliche Demokratie, in der Robert jetzt angenehm lebt, reduziert sich für ihn auf den Wohlstand einer Fußgängerzone, was er achselzuckend vermerkt. Der „Appeal der Gegenwart“, „Deutschland, eine Nachtmahr“, „die Schweiz: eine späte DDR“: Gesellschaftskritik als Attitüde.

Schindhelm hat seinen Roman, der sich so offensichtlich eng an sein eigenes Leben schmiegt, bewusst nicht als Autobiografie veröffentlicht. Zwar ist in der „illusionslosen Jung-Wissenschaftlerin“ Renate deutlich Angela Merkel zu erkennen, die mit ihm an der Akademie in Adlershof tätig war. Auch ist im Pfarrer „Schollenmacher“ unschwer Friedrich Schorlemmer auszumachen.

Doch der Erzähler deutet die Namen und Ereignisse nur an, und auch innerhalb der Fiktion bleibt vieles unklar. Wir wundern uns, weshalb Robert so distanziert von „der Tochter“ spricht, deren Geburt eine Lähmung bei ihm auslöst, um die er sich viele Jahre intensiv kümmert, von ständigem Kopfschmerz begleitet, um „das Kind“ eines Tages auf immer zu verlassen. Ohne sich zu fra-

gen, was es mit ihm, mit seiner eigenen Geschichte zu tun hat. Und so weht vieles, was er „durchgemacht“, vorüber. Warum erzählt er es uns dann, möchte man fragen.

Es gibt Ausnahmepassagen in diesem Buch, in denen der Held so überwältigt ist von der Welt, in der er einst gelebt hat, dass er für einen Moment die angestrengten Formulierungen vergisst. Wenn Robert etwa von den menschenunwürdigen Zuständen im Studentenwohnheim in Woronesch erzählt, von verdreckten Sanitäreinrichtungen, von der Armut, an die die übrige Bevölkerung sich längst gewöhnt hat wie an die toten Fische im See am Kernreaktor. Wenn er von den eigenen Überlebensstrategien spricht, von Alkohol und Desinteresse, Umschalten aufs Nicht-Fühlen. Von Begegnungen mit Frauen, vorübergehenden Refugien in der heillosen Unordnung, bevor auch hier das Pathos den Erzählenden einholt („Sarah schrie auf, bis ihre weißen Augen übergingen“).

Es ist die Spätphase der östlichen Diktaturen, die hier jüngeren Beschreibungen des wildwuchernden „Neokapitalismus“ der Nachwendzeit erstaunlich ähnlich ist. Die Studentenschaft setzt sich aus Alkoholikern, Sex-Freaks und mit Westgütern dealenden „DDR-Hippies“ zusammen; Anarchie und Gleichgültigkeit herrschen. Der Tenor des Helden aber bleibt das Ungerührtsein eines Privilegierten, der es sich leisten kann, draußen zu bleiben.

Financial Times Deutschland  
Hamburg

PRESSEREKORD  
03.03.2000